

Interview mit Herrn und Frau Wasserteil am 9. November 1998

(Interviewpartner: Christoph Jetter)

W: Herr Wasserteil

Chr: Christoph Jetter

(D: Herr Deppert)

W: Ich bin 1921 geboren. Mein Vater war Kaufmann. Wir hatten ein Textilgeschäft in der Großen Ochsen­gasse 30. 1930 war ich noch in der Volksschule (in der Liebigschule?). In der Klasse war eigentlich alles ziemlich in Ordnung. Es kam zwar schon vor, nicht einmal oder zweimal, daß ein Mitschüler „Jud“ sagte, und wenn es schlimm ging sagte er auch: „Saujud“, aber ich hab mir da nicht viel daraus gemacht. Der Lehrer, Herr Rückert, war sehr korrekt. Wir hatten ihn vier Jahre lang, die ersten vier Volksschuljahre. Er hätte, wenn ich mich beklagt hätte, sicher eingegriffen, aber ich habe das nie für nötig gehalten, denn das war schon so gang und gäbe, daß es irgendwie antisemitische Äußerungen gab, daß man die einfach mitgenommen hat.

Ch.: Aber das hat es schon gegeben, 1930-1932, immer mal wieder wurde man angerempelt oder...

W: Ja, mehr als das. Wir als Juden, wir jüdischen Mädels und Jungs waren in einem jüdischen Jugendverband organisiert...

Chr: Wie hieß der?

W: ESRA.. und als wir dann Ausflüge machten, nie am Samstag, im allgemeinen Sonntagnachmittag, da überlegte man sich schon damals, wo es hingehet oder wo man nicht hingehet und der Gefahr ausgesetzt wird, angerempelt oder mehr als angerempelt zu werden. Das war schon 1932. 1933 natürlich noch mehr. Augenblick, ich muß vorsichtig sein, 1930, 1931 war ich schon im Realgymnasium, aber das war auch im Grunde genommen genau dasselbe. 1932 ging es auch noch, 1933 war das natürlich schon viel ausgesprochener. Da kam auf dem Schulhof nicht einmal, nicht zweimal vor, daß einer angefangen hat, Ohrfeigen zu geben oder...

Ch: Oder Pfüffe?

W: Ja, die habe ich zurückgegeben oder nicht zurückgegeben, das kam auf die Laune an, wie es so ging. Man gibt ja nicht immer zurück. Das war damals im Realgymnasium in der Quarta schon unangenehm im Schulhof. Da kam ein Junge namens Haas (an den Vornamen erinnere ich mich nicht), sein Vater hatte die Opelvertretung in Darmstadt. Das war ein Riese. Wir hatten einen Pakt geschlossen: „Du läßt mich abspicken und ich beschütze Dich“. Den Ausdruck beschützen hat er wahrscheinlich nicht mal gewußt, aber „ich geb schon acht auf Dich“. Und das hat er auch getan, das war schon in Ordnung. Bis ich dann mitten im Schuljahr rausgeflogen bin, wie alle jüdischen Schüler...

Chr.: Wann ist das gewesen?

W: Das war 1933

Chr: ... am Ende des Schuljahrs?

W: Nein, vor dem Ende des Schuljahrs. Und da bin ich dann in die Liebigschule umgeschult worden., da gab es Fortschrittsklassen, die lernten Französisch als Fremdsprache. Wir hatten im Realgymnasium Latein gelernt, also im dritten Jahr, nach zweieinhalb Jahren Latein einfach auf das Französische umzuklettern, das war nicht ganz einfach, aber das hab ich mitgemacht und Ende des Schuljahrs, Ostern 1934, wurde eine jüdische Schule in Darmstadt gegründet, weil sowohl in der Stadt als auch in den Landgemeinden um Darmstadt herum alle jüdischen Schuler aus den öffentlichen Schulen entfernt wurden.

Chr: War das verbunden mit einem bestimmten äußeren Anlaß, etwa nach den Reichstagswahlen oder war es...

W: Nein, das weiß ich nicht , in diesem Alter kümmert man sich eben nicht um solche Sachen, die weiß man ja gar nicht. Ich erinnere mich wohl an den 30. Januar 1933, da ging ich

am Abend von zu Hause ins Geschäft meiner Eltern, von der Pallaswiesenstraße durch den Herrngarten über den Paradeplatz in die Ochsen­gasse und da war am Paradeplatz die SA aufmarschiert, mit Fackeln, das war die Siegesparade, und in der Rheinstraße marschierten – wie hieß das damals – die „Drei-Pfeile-Leute“...

Chr: Das war die „Eiserne Front“

W: Ja, die „Eiserne Front“ marschierten dort. Ich sagte mir, die sehen nicht so aus, als ob sie lange Stand halten werden....

Chr.: Das war am 30. Januar?

W: Ja; das war am 30. Januar. Das sind Bilder, die man schwer vergessen kann. Aber man nahm es damals noch nicht ernst.

Chr: Auch Ihre Eltern haben gedacht, das ist zwar unschön und schlimm, aber...

W: Keiner hat sich ja vorstellen können wie sich das entwickelt, bis es endlich rausgekommen ist, bis zur Pogromnacht. Vorher, bis Ende Oktober hat man immer gedacht, das wird sich legen und auch hochgestellte jüdische Personen sagten immer, das kann nicht so weitergehen, die Welt wird das nicht zulassen und all diese Redensarten, die natürlich keine Deckung hatten, aber das ist, wie es die Engländer nennen, das „wishfull thinking“.

Chr: „Der Wunsch ist der Vater des Gedankens..“

W: Ja, das habe ich schon vergessen, „der Wunsch ist der Vater des Gedankens“.

Chr: Erinnern Sie sich an konkrete Ereignisse, Diskriminierung von Nachbarn oder Bekannten, oder solidarisches Verhalten?

W: Sicher, schauen Sie, es war ungefähr so- In dem Haus, in dem wir wohnten, waren sechs Parteien.

Chr: In der Pallaswiesenstraße...

W: Ja, in der Pallaswiesenstraße 43. Im 1. Stock wohnte ein Lokomotivführer Riehl, der hatte zwei Kinder, ein Junge und ein Mäd­el ungefähr in unserem Alter, und unter uns wohnte ein Beamter, wo er Beamter war, das weiß ich nicht, der hieß Müller. Er hatte auch zwei Kinder so in unserem Alter. Neben uns wohnte eine Witwe Wolf mit ihrer Schwester, zwei große ältere, sehr imposante Damen. Dann wir, oben drüber – das weiß ich nicht, daran erinnere ich mich nicht mehr. Es waren normalerweise gut nachbarschaftliche Beziehungen. Aber es hat sich langsam, langsam eingedäm­ert, auf der Straße hat man sich nicht mehr angesprochen, irgendwie hat man sich nicht mehr begrüßt. Wir haben instinktiv verstanden, daß wir das nicht mehr tun sollen und die haben es verstanden, weil man es ihnen beigebracht hat. Bis dann überhaupt keine Beziehungen mehr bestanden.

Chr: Auch im Haus nicht?

W: Im Haus auch nicht. Jetzt erinnere ich mich an den Blockwart – in jedem Hausblock gab es einen „Wart“, eigentlich einen Spitzel, der der Partei alles berichtete, was irgendwie nicht in der Parteirichtung ist. Nach russisch-kommunistischem Muster.

Chr: Das heißt, die Nachbarn haben das im privaten Bereich nachvollzogen, was politisch verkündet worden ist.

W: Wir haben es gewußt, die Atmosphäre war ebenso, daß man mit Juden so wenig wie möglich zu tun hatte, das war noch nicht strafbar.

Chr: Das war noch nicht strafbar, aber es war....

W: Es war unerwünscht ... Das führt mich zurück auf die Zettelchen, die an allen öffentlichen Institutionen angeführt waren, und nachher auch im Herrengarten auf den Bänken: „Hunde und Juden sind hier unerwünscht“. Ich erinnere mich noch genau, das war auf braunem Hintergrund mit einem Stückchen weiß und auf dem Weißen stand mit schwarzen gothischen Buchstaben: „Hunde und Juden sind hier unerwünscht“.

Chr: Ich muß Ihnen sagen, interessanterweise gibt es öffentlich zugänglich kein Foto von all diesen Aufklebern in Darmstadt. Sicher in vielen privaten Fotoalben, aber im Staatsarchiv nichts. Es ist unglaublich, natürlich haben die das, aber man rückt das nicht raus, es ist klar...

W: Damals ... wir fotografierten nicht viel. Ich erhielt im Realgymnasium – ich war immer ein guter Schüler – einen Preis, eine Agfa-Box. Aber da habe ich nur meine Schwester und meine Eltern fotografiert. Meine Frau sagt so etwas auch von Paris.

Chr: Als wir heute Nachmittag mal gesprochen haben, haben Sie sich daran erinnert, „ja, ja, da gab es einen Werner Best in Darmstadt“, erinnern Sie sich noch an ein ein paar Namen aus der Nazizeit, oder Namen auf der Seite, die da politisch entmachteten wurden?

W: Ich erinnere mich nur an den Herrn Leist, der war ein hohes Tier in der Gestapo, und dieser Tage erzählte ich Herrn Deppert, daß die Gestapo-Stelle in der Wilhelm-Glässig-Straße war. Es kam mir in den Kopf „woher kenne ich den Namen Wilhelm Glässig so gut?“ Bis mir dann eingefallen ist, ich war mehrmals in der Gestapo-Stelle: zum ersten mal, als wir als polnische Staatsbürger am 29. Oktober 1938, Donnerstag, um Mitternacht (vielleicht 28.10.) verhaftet wurden, da wurden wir in die Wilhelm-Glässig-Straße gebracht, bevor wir an die polnische Grenze abtransportiert wurden.

Chr: In die Gestapo-Zentrale?

W: Ja, und nachher, als wir zurückkamen, das war eine eigenartige Atmosphäre. Man konnte eigentlich nur auswandern. Für die Leute, die schon auswandern konnten, war das ein großes Glück. Die meisten konnten aber nicht mehr auswandern, es war doch alles versperrt, keiner wollte die Juden haben. Die „glücklichen“ Auswanderer mußten „Auswanderergut“ aufschreiben, genaue Listen machen: 6 Stück Taschentücher, ein Paar Socken - ein genaues Inventar. Das mußte man mit so und so viel Durchschlägen der Gestapo überreichen. Wir lebten gewissermaßen im Bekanntenkreis von Ostjuden – was man damals Ostjuden nannte, Juden aus Polen, Litauen, Tschechoslowakei, Rumänien usw. Sie waren gehindert, denn sie konnten nicht gut Deutsch, und da habe ich gerne für sie diese Listen geschrieben. Ich bin für sie in die Gestapo gegangen, dadurch habe ich mich jetzt daran erinnert, wo das war.

Chr: Das ist für uns zunächst mal ganz fremd, weil Sie das gerade gesagt haben, Sie und Ihre Eltern waren polnische Staatsbürger?

W: Ja.

Chr: Wie sind Sie dann nach Darmstadt gekommen? In welcher Zeit war das?

W: Meine Eltern sind 1919 nach Darmstadt gekommen. Der Geburtsort meiner Eltern, mein Geburtsort auch, wo meine selige Mutter mich geboren hat, wo ihre Eltern lebten war Chrzanow, nicht weit von Auschwitz. Meine Schwester ist 1919 geboren, schon in Darmstadt, ich 1921, da wollte meine Mutter nicht alleine sein... Es kamen viele Leute aus Galizien, aus Österreich-Ungarn, das gehörte doch zur K und K-Monarchie. Sie sind nach dem Westen emigriert. Warum die gerade nach Darmstadt kamen, das habe ich die Eltern oft gefragt als Kind. Weil der und der kam, der hat geschrieben, hat gesagt, es sei hier sehr schön ruhig, undsoweiter, das waren ganz zufällige Kontakte.

Chr: Und da hatte dann Ihr Vater dieses Textilgeschäft in der Großen Ochsenstraße begonnen.

W: Ja, da hat er das Textilgeschäft aufgemacht und wir haben uns redlich ernährt, nicht reich, aber man konnte leben. Es gab in Darmstadt am Anfang der 30er Jahre in der orthodoxen Gemeinde ca. 15 bis 20 Familien, die aus dem Osten stammten. Osten, das war Rußland und Litauen und Polen und Ungarn und Rumänien, das hieß alles Osten und die Leute hießen dementsprechend Ostjuden.

Chr: Ich habe darüber viel gelesen, was Frankfurt anbelangt, in Frankfurt gab es viele Ostjuden, die jüdische Arbeiterschaft war aus dem Osten.

W: Viel mehr, im Osten gab es ein jüdisches Proletariat, was in Deutschland ja kaum existierte.

Chr: Vielleicht können Sie nochmal, weil Sie von 1938 gesprochen haben, das wieder erzählen, was Sie heute nachmittag erzählt haben, daß Sie nach Beuthen an die Grenze gebracht wurden. Denn das wissen viele Darmstädter nicht, daß die Vorgeschichte der sogenannten Reichskristallnacht auch hier in Darmstadt stattgefunden hat.

W: Schauen Sie, das hat nichts mit Darmstadt zu tun. Das war vorher noch... ich habe im Sommersemester 1938 im Berliner Rabbiner Seminar studiert. Ich erinnere mich nicht an das genaue Datum, aber ich glaube im Juni, Anfang Juli, es war ein Freitag, da haben die Nazis ein Probepogrom organisiert und da sind wir alle in den Westen geflohen – im Westen war das Botschafterviertel, die reichen jüdischen Familien haben dort gewohnt – wir waren bei denen einquartiert, wir Seminaristen. Ich erinnere mich sehr genau, Freitag, Sabbat-Abend am großen Tisch. Ich war einquartiert bei einer Familie Salomon (jetzt habe ich mich an den Namen erinnert), sehr vornehme Leute, da waren Bankiers, Rechtsanwälte usw. Also ich war eingeladen und die Diskussion war, wie wird das weitergehen und es war einstimmig angenommen, das kann nicht mehr so weitergehen, das muß sich legen und die Welt wird das nicht zulassen.

Chr: Noch 1938?

W: Im Sommer 1938. Was ich Ihnen vorhin sagen wollte, nichts anderes, ich erinnere mich an einen sehr reichen Herrn, Herrn Isaak Nußbaum aus Berlin, der war damals auch da und ich habe ihn nachher in Jerusalem kennengelernt, im Jahr 1940. Ein ungemein reicher Mensch, und auch er sagte, das kann ja nicht so weitergehen, das ist ja unmöglich, die Welt wird das ja nicht zulassen usw. Also nachher, am 28. oder 29. Oktober, um 12 Uhr nachts, da hat es bei uns geschellt und da bin ich zur Tür gegangen...

Chr: In Berlin?

W: Nein, jetzt bin ich wieder in Darmstadt. Da waren zwei Schupos. „Sie sind verhaftet, wecken Sie Ihren Vater auf.“ Einer hat unten an der Tür gestanden. Ich kann mich erinnern wie heute (gestern waren wir in dem Haus in der Pallaswiesenstraße, wir sind nicht hinaufgegangen, es hat keinen Sinn gehabt). Der stand da im Türrahmen, um mich zu „überwachen, daß ich keine Bombe mitnehme, wer weiß was“ und er sagte, ich weiß nicht, ob Sie wissen, was eine Mussa ist – dieser kleine Ausschnitt aus der Thora, er ist bei Juden allgemein am Türpfosten angeschlagen und da fragte er mich: „Was ist denn das?“ Ich war damals 17 Jahre alt: „Das ist ein Zeichen, daß bei uns alles unter Gottes Schutz steht“. Da hat er mich komisch angeschaut und war nicht sehr überzeugt. Jedenfalls habe ich ihn gefragt, was ich mitnehmen darf, ob ich meinen Gebetsriemen mitnehmen darf. „Ja, das können Sie ruhig mitnehmen“. Das war aber alles. Dann haben sie meinen Vater und mich mitgenommen in die Wilhelm-Glässing-Straße – die Mutter war noch zu Hause. Am nächsten Morgen haben wir unseren Gefängnisrundgang gemacht, da hat man natürlich die Hosenträger und die Gürtel weggenommen, die Schuhe und Schuhriemen, alles weggenommen.

Chr: Damit die Juden keinen Selbstmord begehen...

W: Ja, bei dem Rundgang habe ich meine Hände in der Hosentasche gehalten, damit meine Hosen nicht runterrutschen. Da ruft einer der Offiziere: „Jud, nimm die Händ aus der Hosentasch!“ Da habe ich ihm gesagt: „Wenn Sie mir die Hosen halten wollen“, und da habe ich mich erschrocken, was für ne Chuzpe, aber die haben alle gelacht, die Juden und die Polizisten, die haben alle gelacht und das ist mir durchgegangen. Nachher war ich der erste, der reingekommen ist.... da drückt mir ein Polizeibeamter so eine Schüssel mit Brei als Frühstück in die Hände. Ich sage: „Entschuldigung, ich esse das nicht“, „Warum essen Sie das nicht?“, „Das ist nicht koscher“. Da habe ich ihm lange und breit erklärt, daß ich das nicht essen kann. Ich habe Angst gehabt, wenn ich das mitnehme und in die Latrine schmeiße, das war etwas Schreckliches, damals. Die eine Devise war „Kampf dem Verderb“, kennen Sie das?

Chr: Ja, ich kenne den Ausdruck noch.

W: Das war etwas Schreckliches, wenn die Juden die Speisen weggeschmissen hätten. Da habe ich lange mit ihm diskutiert und dann sagte er: „Sie müssen das sowieso bezahlen. Das ist neues Geschirr und das müssen Sie bezahlen“. Da habe ich ihm gesagt: „Schauen Sie, wenn ich das sowieso bezahlen muß, da kann ich doch machen, was ich will; also behalten Sie es, ich gebe es Ihnen.“ Und da hat er die anderen alle durchgelassen, die anderen haben

alle drauf reflektiert. Habe ich nichts gegessen, das war nicht so schlimm. Freitag Mittag kamen die Frauen, jede mit einem Koffer und gegen Abend sind wir dann mit Autos nach Frankfurt gebracht worden und da erinnere ich mich jetzt daran, in einem großen Wartesaal, da haben die Hakenkreuzfahnen von der Decke runtergehängt.

Chr: Das war bedrohlich...

W: Das war schrecklich. Da haben wir alle – viele Hunderte Juden – zusammen das Abendgebet verrichtet, es war ein Erlebnis. Nachher sind wir, trotz Samstag - natürlich normalerweise wären wir am Samstag nicht gefahren - sind wir in einen Sonderzug verladen worden und ich erinnere mich gut, meine selige Mutter hat einen großen Koffer mitgebracht und ein Körbchen mit dem Sabbat-Essen, was sie schon vorbereitet hatte, mit den Sabbat-Brotten, mit Fisch, mit einem Fläschchen Rosinenwein, koscheren Wein gabs ja für Juden nicht mehr, Wein aus Rosinen hat man bei uns zu Hause gemacht. Wir haben den Sabbat im Zug verbracht bis abends – vom Freitagabend bis Samstagabend. Dort sind wir dann rausgekommen und in einen Durchgang – so ein unterirdischer Durchgang - da sind wir weitergetrieben worden, ... Massengedränge, und dann hieß es, man darf kein Geld mitnehmen. Ich hatte in der Tasche ein paar hundert Mark, was ich hatte, und was habe ich gemacht? Habe ich weggeschmissen. Nach noch 10 Minuten und noch eine viertel Stunde hieß es: „Um, zurück, Ihr kommt nicht über die Grenze“. Wir waren spät dran.

Chr: Das war in Beuthen?

W: Ja, das war in Beuthen, das habe ich vergessen zu sagen.

Chr: Also nach der Zugreise im Sonderzug...

W: Ja, das Geld habe ich natürlich nicht mehr gefunden. Dann sind wir nach einigen Stunden – langen Stunden Wartens um Mitternacht wieder in einen Sonderzug geladen worden um zurück nach Frankfurt zu fahren. Und keiner wußte, was da passieren wird. Da habe ich mit meiner jüdischen Chuzpe... ich war der, der die SS-Leute gefragt hat, ich bin von einem zum andern gegangen und habe gefragt: „was wird denn, schauen Sie, die Leute sind müde, die Leute sind unruhig, was wird denn hier geschehen?“ Ich habe mich nicht geniert, ich habe manchmal auch Antworten gekriegt, nicht immer, aber manchmal habe ich Antworten gekriegt, und das habe ich zu meiner Erfahrung gemacht, wenn man die Leute klar und direkt angesprochen hat, hat man normalerweise auch eine Antwort gekriegt. Bis wir dann losgefahren sind und kamen nach Frankfurt. Dort hat die Jüdische Gemeinde, Reste der Gemeinde, aus der ganzen Umgebung hatten die alle die jüdischen Fahrzeuge organisiert und wir wurden abgeholt. Aus Darmstadt z.B. waren 3, 4, 5 Wagen da, da wurden alle rein und wieder nach Darmstadt gebracht. Die Wohnungen waren versiegelt, von der Polizei. Ein Polizist hat sie aufgemacht und wir sind wieder reingekommen. Natürlich, damals wußte man schon, daß das nicht lange weitergehen kann. Ich war mit meinem Vater in einem Auto, meine Mutter war in einem anderen Auto, weil das sich so ergab. Die hatten einen Autounfall gehabt und sie wurde in die Klinik gebracht, da gab es noch eine jüdische Klinik, Dr. Rosenthal.

Chr: In der Eschollbrücker Straße war das.

W: Richtig, richtig. Und deshalb bin ich nicht nach Berlin zurück, denn das Semester hatte schon im November anfangen sollen und so blieb ich in Darmstadt. Jeden Abend habe ich mit unserem Rabbiner studiert. Am 9. November Abend war ich auch bei ihm, das war in der Landwehrstraße 6, wenn ich mich nicht sehr täusche, dort studierten wir Talmud. Um 11 Uhr ungefähr ruft ihn sein Schwager, der Provinzial-Rabbiner Dr. Leo Kahn aus Fulda an und sagte: „Die Synagogen in Gersfeld und Hersfeld sind angesteckt worden“. Wir haben uns überlegt, ob wir nochmals zurück in die Synagoge gehen sollen um zu sehen, ob da gut verschlossen ist, da hat er geglaubt, das hat keinen Sinn. Am nächsten Morgen bin ich aufgewacht, als man auf der Straße rief: „Die Juddeschul brennt!“, das war im November, so ein Drieselregen, so wie heute hier. Ich bin schnell in meine Hose rein und weggelaufen um

zu sehen, was da los ist und vor allem, um meine Gebetsriemen aus der Synagoge rauszuholen.

Chr: Die bewahrt man normalerweise in der Synagoge auf wenn man täglich – jeden Morgen dort betet.

W: Sonst bin ich um halb sieben, ich weiß nicht mehr so genau, wann die Gebetszeit war, da wäre ich sowieso hingekommen – da kam ich in den Schulhof ... die Synagoge in der Bleichstraße, die hatte ein Gemeindehaus nahe zur Grafenstraße. An der Ecke war der Schulhof und in der Grafenstraße 13 war das Gemeindehaus, und gegenüber an der Ecke hat der Gemeindediener gelebt, der christliche Synagogendiener, der war Heizer und hat auch saubergemacht, er hieß Blumenschein, jetzt kommt mir der Name in den Kopf, Blumenschein, ein großer Mann. Im Hof standen da 10 – 15 Leute rum, die normalerweise zur Synagoge kamen und da habe ich gefragt, was denn los sei. Ah, das wichtigste habe ich vergessen: unterwegs - ich rannte von der Pallaswiesenstraße zur Grafenstraße, den ganzen Weg - da habe ich von weitem hohem Flammen gesehen aus der Fuchsstraße, da habe ich gesehen, daß das von der liberalen Synagoge herkommt.

Chr: Also was die Leute auf der Straße gerufen haben, das bezog sich auf die Fuchsstraße?

W: Richtig, und das hat mich ein bißchen beruhigt: „Wenigstens nicht bei uns“, die Trennung war damals sehr sehr steng. Es ist unglaublich, wenn man sich das heute überlegt, man hat kaum etwas zu tun gehabt mit den anderen, kaum.

D: Es hat deshalb Streit gegeben, weil die eine eine Orgel eingebaut hat, im 19. Jahrhundert war das schon, und seitdem haben die beiden Gemeinden nicht mehr miteinander geredet.

W: Nichts gutes und nichts schlimmes... nicht positiv und nicht negativ, gar nichts. Es gab keine Beziehungen. Wir waren in der Klasse im Gymnasium zusammen mit einigen, da waren wir in der gleichen Klasse. Man brauchte ja nicht mit jedem gut Freund zu sein, da gab es ein bißchen Beziehungen, ein bißchen.

Jedenfalls da wollte ich hineingehen in die Synagoge durch die Tür, nicht durch die Haupttüre (da waren zwei große Türen in der Bleichstraße, aber es gab einen Eingang durch die Grafenstraße) da wollte ich hineingehen und meine Sachen herausholen. Da kam ein SS-Mann mit einem Beil raus: „Jud, mach das Du wegkommst, sonst schlag ich Dir den Schädel ein“. Da bin ich natürlich nicht reingegangen und die haben alles zerschlagen dort, damals haben sie das nicht gleich angezündet.

Chr: Ja, die mußten nachfassen, die haben noch Benzin geholt...

W: Nein, neben dran war eine Benzinstelle, eine Tankstelle und das Darmstädter Tagblatt, das war zu gefährlich, das hatten die gut organisiert. Der „spontane Volkswille“ hat das dann sehr langsam organisiert bis das wirklich verbrannt wurde und dann haben natürlich auch die Dümmlen der Dummen schon verstanden, das man rausgehen muß, aber das war das Schreckliche, das Bewußtsein, man ist überall unerwünscht, das war etwas Schreckliches. Nicht nur die europäischen Länder um Deutschland herum ließen keine Juden rein, auch die in Südamerika. Wir haben damals Geographie gelernt, das war unglaublich, ich wußte wo Nicaragua ist und wo Salvador und Teufel weiß jedes Land, Madagaskar... es gab nichts, keinen Namen, der jemand zurückgehalten hätte, wenn er reinkommen hätte können.

Chr: Und wie hat man das dann praktisch angepackt, wenn man etwas versuchen wollte?

W: Das war unglaublich, die Leute haben versucht, haben erzählt, man kann noch nach Salvador. Viele sind sofort nach Frankfurt gefahren, haben die Botschaft aufgesucht, bis der erste rauskam... Länder, an die keiner jemals gedacht hat, man wäre schon bereit gewesen hinzugehen...Dieses Bewußtsein, daß man unerwünscht ist.

Chr: Es gibt kein Loch und es gibt kein Aufnahmeland, das ist schrecklich...

W: Ja, das war etwas Schreckliches, das ist schwer zu erklären, das Bewußtsein zu schildern, ich habe sehr viel über diese Zeit gelesen, Belletristik gelesen, eine treffende Schilderung dieses Teils der Atmosphäre habe ich noch nie gesehen.

Chr: Ich kenne nur ein Buch von Anna Seghers. Die hat das beschrieben über diese Gerüchte, wie die herumliefen. Man ist zu dieser Botschaft oder jener Botschaft gerannt und überall war es dann nichts. Die Stadt voller hoffnungsloser Menschen, wo die Hoffnung überall Gerüchte transportierte.

W: Was man wirklich sagen muß, ich habe viel später, nach dem Krieg, habe ich teilgenommen an der Organisation der illegalen Einwanderung nach Palästina, noch vor Israel, vor der Staatsgründung. Da hatte ja keiner gewagt dran zu denken, von Deutschland illegal wegzugehen, der Gedanke war ganz fremd, das hat keiner gewagt.

D: Wann ist denn das Geschäft der Eltern geschlossen worden, wie ging denn das?

W: Das war, das ging, ich weiß nicht mehr genau wann das war, ich erinnere mich an die Telefon Nr. in der Ochsengasse, Nr. 30: das war 3009, man mußte damals noch in der Zentrale ansagen, „hier ist 9009; ich möchte diese und diese Nummer“, nachher hat mein Vater das Geschäft nach unten verlegt, in die Ochsengasse Nr. 5, da war ein Hausherr, es war ein Schweinemetzger, Herr Beck oder Bock, ich weiß nicht mehr so genau, ein sehr netter, sehr anständiger Herr, aber der mußte dann, ich glaube nach der Kristallnacht, da mußte er uns kündigen, so wie uns auch unser Hausherr von der Pallaswiesenstraße kündigen mußte.

Chr: Mußten Sie raus aus dem Haus und wo mußten Sie dann hin?

W: Wie das kam, daß gerade wir das Glück hatten, wir bekamen dann ein Zimmer und einen kleinen Verschlag im Gemeindehaus in der Grafenstraße und dort haben wir gelebt bis meine Eltern dann im Juni, als der Polenausweis wieder erneuert wurde, sind meine Eltern doch schwarz über die polnische Grenze gegangen, denn die wußten ja nicht wohin.

Chr: Das war 38 oder 39?

W: Das war schon 39, im Sommer 39, und – ja, das war eben die Geschichte, die ich erzählt habe, das sagt meine Frau, eine Wundergeschichte, das mir das so passiert ist. Ich habe dann die Erlaubnis gekriegt, noch einen Aufschub gekriegt, bis ich dann wirklich wegkonnte.

Chr: Und das war die Geschichte, die Sie heute Nachmittag erzählt haben, das sollten Sie vielleicht hier noch mal erzählen. Das ist ja nun wirklich eine Wahnsinnsgeschichte...

W: Das war so, ich hatte Kontakt, korrespondierte mit meinem Onkel, dem Bruder meiner Mutter, der wohnte in Paris und mit Freunden, die aus Deutschland ausgewandert waren nach London. In New York gab es eine kleine Zentrale, die sich bemüht hat, junge Leute an den Talmud zu binden, nach New York zu bringen und mit meinem Rabbiner, der damals, im Winter 38, nach Jerusalem ausgezogen war.

Chr: Der Darmstädter Rabbiner?

W: Ja, der Darmstädter Rabbiner Dr. Julius Merzbach. Da gab es immer Briefe und nochmal sagte der, das geht nicht so weiter und die Leute hier, wir tun alles was wir können. Ich habe dann ein großes Paket Briefe gehabt und nach Polen wollte ich nicht zurück - ich war nicht hier, nicht dort - ich wollte nicht zurück, denn ich wäre normalerweise in der polnischen Armee eingegliedert worden, ohne ein Wort polnisch zu verstehen, das hatte keinen großen Sinn. Da sind meine Eltern dann halt allein weg und ich blieb und hoffte auf das allerbeste. Dann als der Aussiedlungstag näherkam, kam ich eben in die Wilhelm-Glässing-Straße zu dem Herrn Leist (der war einer der großen Tiere in der Gestapo). Der einzige Zutritt, den ich zu ihm hatte, war, er war bei uns Kunde gewesen. Ich kannte den Namen, kam dann an und ich wußte den Namen und da habe ich gesagt, ich möchte Herrn Leist sprechen. Man hat mich hineingelassen und da habe ich ihm gesagt: „Schauen Sie, ich habe in ganzes Paket Briefe, überall bemüht man sich, mich hineinbringen zu können, aber es dauert noch.“ Da hat er mir gesagt - es gibt Momente, die man nicht vergißt – „Das wissen wir, das kennen wir alles.“ Die haben damals jeden Auslandsbrief kontrolliert. Er war zugeklebt. „Aber wenn Sie am Samstag noch da sind, am Sonntag wollen wir unsere Ruhe haben, dann am Montag ins KZ-Lager Dachau“. Das sind Worte, die im Gedächtnis bleiben. Und da hatte ich eben Gottes Hilfe, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, und fragte, „Darf ich von dieser Auskunft Gebrauch machen?“. Da sagte er: „Sicher, ich habe nichts dagegen“. Ich wußte damals noch

nicht, was ich damit meine und er wußte es sicher nicht – da bin ich auf dem Heimweg zur Post gegangen und habe ich telegraphiert an die vier Orte: „Wenn bis Freitag“, glaube ich, habe ich geschrieben, „keine Einreisebewilligung, Montag ins KZ Dachau.“ Da habe ich am Donnerstagmittag die vier Einreisebewilligungen telegraphisch bekommen. Dann bin ich schnell zu dem Herrn Leist gelaufen und habe gesagt: „Schauen Sie, jetzt geben Sie mir ein bißchen Zeit, ich will nach Palästina, ich muß warten, bis ein Schiff kommt“, ich erinnere mich jetzt daran, wenn ich das auf Deutsch erzähle, daß er mir gesagt hat: „Sehen Sie, wenn Sie wollen, können Sie“. Die Nazis haben damals noch die Auswanderung befördert, das war noch nicht die „Endlösung“.

Chr: Da ist noch der „Madagaskar-Plan“ in den Köpfen gesteckt.

W: Da hat er gesagt: „Gut, bleiben Sie noch da, wie lange brauchen Sie? Noch drei Wochen vier Wochen?“, ohne Zettel, ohne was, mündlich ging das zu... eben, bis ich eine Schiffskarte bekommen habe, das war ziemlich besetzt. Trotz allem, am 5. August, bin ich von Darmstadt weggefahren nach Triest, aufs Schiff gegangen und am 15. war ich in Palästina. Sie können eins erzählen: ich bin am Abend angekommen im Hafen, in der Hafenstadt, die Gassen unten am Hafen, die waren fast alle Arabisch oder Englisch, das jüdische Viertel von Haifa, das beginnt ..., da hat mir der Mann, der mich empfing, gesagt: „Schau die Lädenschilder an, Lädenschilder auf Hebräisch, und da sagte er: „Siehst Du den Polizisten, das ist ein jüdischer Polizist“. Wer das nicht erlebt hat, der weiß nicht, was das heißt..., das Bewußtsein einer Befreiung.

Chr: Ein Polizist, der nicht Gegner ist, sondern zu uns gehört.

W: Ein Polizist, der mein Bruder ist, das ist unglaublich, und jetzt, wenn ich das erzähle, das bringt mich wieder zum..., das ist einfach...

Chr: Das ist tief bewegend...

W: Das waren natürlich die ganzen ersten Jahre, die vielen ersten Jahre in Palästina waren sehr sehr schwer, die Armut...

Chr: Wovon lebt man, wenn man so als Flüchtling mit einem Koffer

W: Mit einem Koffer. Ich hatte eine Erlaubnis, einen kleinen Lift zu packen und man durfte Silbersachen oder Schmucksachen doch nicht mitnehmen. Die deutschen Juden mußten das bei der Gestapo abgeben, nach der Kristallnacht. Wir als Ostjuden, als Ausländer sozusagen, waren dazu nicht aufgefordert, aber rausnehmen durfte man das doch nicht. Aber ich habe trotzdem, haben wir wie jeder jüdische Auswanderer da mußte ein Zollbeamter im Zimmer sitzen, wo der Lift gepackt wurde, der schrieb alles auf... da wußte man schon, dem stellt man eine Flasche Bier hin und dann kann man schon reintun, was man will. Da habe ich den Sabbathleuchter eingepackt und ein paar goldene Kettchen und Kleinigkeiten von meiner Mutter, die habe ich in eine Zahnpastatube – die habe ich hinten aufgemacht, dann das reingesteckt und zugemacht, da war die Sache in Ordnung. Aber was gerade damals, das war drei vier Wochen vor Kriegsausbruch, kam ein Gesetz, nein eine Verordnung, raus, Auswanderergut muß auf deutschen Schiffen ausgeführt werden. Das Schiff ging weg und da brach der Krieg aus und Palästina gehörte doch zum englischen Bereich. Also machte das Schiff kehrtum nach Sardinien, Cagliari ausgerechnet und dort wurde es ausgebombt. Von all den Dingen, die im Kasten drin waren, habe ich gar nichts gekriegt. Also bin ich mit einem kleinen Koffer angekommen. Zu leben hatte ich, denn die Freunde haben von Freunden 50 Pfund organisiert, das war genug, um ein Jahr lang ruhig zu leben. Das haben die der Talmud-Schule, die mir das Zertifikat gekauft hat gegeben und da hatte ich eigentlich ruhig leben können, aber ich konnte es dort in Haifa nicht aushalten und da bin ich im Winter schon nach Jerusalem gezogen.... wenn man zu essen hatte, wars gut, wenn man nichts hat, hat man noch ein Loch in den Gürtel gemacht und dann gings auch weiter, man war gar nicht verwöhnt. Lange Jahre ging das so, natürlich auch nach der Befreiung bei uns, das was wir Befreiungskrieg nennen, das war auch nicht einfach.

Chr: 1948

W: Aber ich war 1946 schon wieder in Frankreich, um bei der illegalen Einwanderung behilflich zu sein. Meine Frau habe ich in Frankreich kennengelernt. Sie wollte auch nach Palästina, illegal, denn legal konnte man ja nicht. Da haben wir uns kennengelernt und da haben wir geheiratet. Da habe ich sie offiziell importiert. Das Resultat sind unsere sechs Kinder und 39 Enkelkinder.

Chr: Ich darf nochmal zurückkehren zu Ihren Eltern, weil Sie ja mehrmals erwähnt haben, daß sie zur orthodoxen Gemeinde hier in Darmstadt gehörten. Wie kam Ihre Entscheidung zustande, Ihr Vater war Kaufmann und hat das Textilgeschäft gehabt und Sie haben gesagt, Sie waren dann auf dem Talmud-Seminar in Berlin. Sie wollten also selber auch Rabbiner werden?

W: Schauen Sie, eine streng gesetzestreue Familie – für die ist es wichtig, daß die Jungs wenigstens im Thora-Studium fortkommen, daß sie nicht unwissend bleiben. Ich wolte Arzt werden, aber das war in Deutschland schon unmöglich, das Nächstliegende war das Talmud-Studium weiter fortzusetzen. Das ging nun so, das in Deutschland zu tun war nicht sehr interessant, es gab wenig Institute. In Polen würde man mich mobilisieren, in Litauen gab es wunderbare Talmud-Schulen, aber die haben polnische Staatsangehörige nicht reingelassen.

Chr: Nach Litauen?

W: Ja, Litauen, die waren uns nicht grün. Also das einzige, was da offenstand war in Berlin zu studieren, da war ein sehr hohes Niveau. Prinzipiell wurde man dort nur angenommen, wenn man Abitur hatte, aber Abitur hatte ich natürlich nicht mehr, das gabs nicht. Also irgendwie bin ich dort reingerutscht und ich habs nicht bereut, ich habe viel gelernt dort, nicht lange, aber viel gelernt, und nachher habe ich dann hier in Palästina weiterstudiert.

Chr: In Jerusalem?

W: Erst in Haifa, nachher in Jerusalem.

Chr: Daraus ist dann später Ihre Berufstätigkeit geworden?

W: Schauen Sie, bei uns... die Berufstätigkeit, in die ist man hineingerutscht, ziemlich zufällig. Einige Jahre war ich im Kibuz, wie damals in den 40er Jahren jeder junge Mensch. Wer das nicht gemacht hat, der war scheel angesehen.

Chr: Der war ein Faulpelz.

W: Der wollte nicht, der wollte sich die Finger nicht schmutzig machen. Dann bin ich – wie gesagt – nach Frankreich gefahren, um diese „Alia“ zu organisieren, 1948 nach der Staatsgründung sind wir zusammen nach Isreal, um zu mobilisieren, aber uns hat man zurückgeschickt sofort nach Algerien, um die Alia aus Marokko zu organisieren. Um 50 war ein guter Freund von mir, ein Lehrer, der war Vizeminister im Erziehungsministerium, der hat jemand gebraucht als Kanzleichef, und da hat er gefragt.... hat mich zu sich gerufen und da bin ich dann in dem Geschäft geblieben. 1945 hatten wir ein Jahr Seminarvorbereitung für die Emissäre für die Erziehungsarbeit in Europa nach dem Krieg. Da bin ich in Frankreich gewesen, Algerien und nachher in Jerusalem. Die ganze Zeit habe ich mich mit der Organisation der religiösen Erziehung beschäftigt und seit vielen Jahren als Redakteur von pädagogischen Schriften. Das Vergnügen mache ich bis heute noch.

Chr: Bis heute noch?

W: Immer Arbeit habe ich bis heute.

Chr: Waren Sie das einzige Kind?

W: Ich habe eine Schwester, die ist 1935 von Darmstadt weg in ein Lehrerinnen-Seminar in Wien. 1937 ist sie dann in die Tschechoslowakei gekommen als Lehrerin und blieb dort bis 1941. Da gabs auch Krieg (Ungarn und Tschechoslowakei haben sich da gerauft) und da habe ich getan, was mir meine Freunde getan haben, ich habe mir Geld zusammengeborgt, um ihr ein Einreisezertifikat zu kaufen – das war alles käuflich, wie in der ganzen Welt da auch.

D: Im Synagogenbuch, da ist die Schwester, Gela Sprung. Sie hat einen Aufsatz geschrieben. Im ersten Synagogenbuch schreibt sie über die „Schul“, ihre geliebte „Schul“, man ging mehr in die „Schul“ als in die Schule.

Chr: Und Ihre Eltern sind also Mitte 1939 nach Polen.

W: Ja, nach Polen und 1941/42 sind sie ermordet worden. Bis 1941 hatten wir noch manchmal Briefe über Konstantinopel bekommen, denn der Schächter von der Darmstädter Gemeinde hat 1938 oder 1939 eine Berufung gekriegt nach Istanbul. Der war dort Schächter und da haben ihm die Eltern geschrieben von Polen nach Istanbul, das war neutral und die haben dort... seine Mädels, die haben das einfach in einen anderen Briefumschlag gesteckt und weitergeschickt. Sie haben dies für verschiedene Familien gemacht. Das war eine große Rettung, einfach Briefe weiterzubringen, das war eine große Sache. So blieb der Kontakt bis man nichts mehr wußte.

Chr: Bis man nichts mehr wußte, man weiß nur, das sie irgendwo in der Region Lublin...

W: Nachdem sie sehr nahe zu Auschwitz gewohnt haben, sind sie höchstwahrscheinlich dort ungekommen – umgebracht worden. Ich ärgere mich immer, wenn man sagt, sie sind ungekommen, sie sind umgebracht worden.

Chr: Ja, ungekommen ist so wie ein Schicksal, aber es war kein Schicksal, es war Mord.

D: Die Nazis haben ja bei den sogenannten Ostjuden keine Protokolle geführt.

W: Die Eltern meiner Frau, jetzt wissen wir ganz genau, wann der Vater umgebracht wurde, wann die Mutter umgebracht wurde, genaues Datum. Es war alles schön aufgeschrieben.

D: Bei den meisten Deutschen weiß man es auch, bei Polen, Tschechen und Russen, da weiß man das nicht, die sind einfach umgebracht worden, ohne Datum.

Chr: Und Ihre Schwester ist auch nach Palästina?

W: Ja, 1941, da hat sie geheiratet und lebt in Jerusalem.

D: Haben Sie mal versucht, etwas in Erfahrung zu bringen in Auschwitz? Denn die , die noch ins Arbeitslager kamen, die wurden registriert.

W: Aber meine Eltern waren viel zu alt, relativ zu alt, also ich habe nie den Eindruck gehabt, und was hätte ich dann gewußt? Die Mühe, wenn man nicht polnisch spricht, das kann ich wirklich nicht.

D: Wie alt war Ihr Vater?

W: Mein Vater ist 1886 geboren, also Mitte 60, also nicht mehr fürs Arbeitslager. Die Eltern meiner Frau sind auf dieselbe Weise umgebracht worden, aber da wissen wir wann.

Chr: Sind sie direkt von Paris aus deportiert worden?

W: Meine Schwiegermutter war Schweizerin und die beschäftigte sich – als Schweizerin meinte sie, sie sei gesichert - beschäftigte sich damit, jüdische Kinder in die Schweiz zu retten, aus Frankreich rauszubringen und dabei hat man sie ertappt.

D: Die Schweiz hat sich nicht um ihre jüdischen Bürger gekümmert.

W: Ja, heute wissen wir, daß die Schweizer dieselben Sauhunde waren, entschuldigen Sie den Ausdruck, ich habe keinen anderen. Die haben es nur verstanden, das schön zuzuschmieren. Meine Schwiegermutter aber, die wurde ertappt und die haben sie einfach abgeschoben. Und mein Schwiegervater hat gemeint...die waren doch so naiv.

Frau W: Ich habe das erzählt, meine Kinder meinten, nicht die Schweiz..

W: Meine Frau ist mit ihrer Cousine und mit ihrer Tante dann nachher in die Schweiz geflüchtet, aber auch geflüchtet, die war auch Schweizerin, und da haben sie geschossen. Die Schweizer Soldaten haben auf diese Flüchtlinge geschossen und nachdem sie schon drüben waren, haben sie gesagt, du kommst in Lager A, du kommst in Lager B, genauso wie.. Kein Mensch wußte, was Lager A und Lager B bedeutet, die werden zurückgeschickt und die können bleiben.

Chr: Erst im letzten Jahr ist in der Schweiz ein Beamter rehabilitiert worden. Der hat damals entgegen den strengen Anweisungen Pässe zugunsten von jüdischen Flüchtlingen gefälscht. Er ist deshalb hart bestraft worden, war sein ganzes Leben diskriminiert und ist erst jetzt posthum, nachdem er schon tot ist, rehabilitiert worden.

W: Aber wieviele solche gabs?

Chr: Ja, ganz wenige.

W: Wie wenig solche gabs.

Chr: Meine erste Begegnung mit einem israelischen Staatsbürger, der früher in Deutschland in Ulm gewesen war, ungefähr 1930, erzählte, dass er auf dem Weg nach Süddeutschland über die deutsch-schweizerische Grenze geflohen war. Er ist da von Schweizer Beamten aufgegriffen worden und in ein Schweizer Grenzbüro gebracht worden und da ist ihm mitgeteilt worden, daß er zurück muß. Er ist zurückgeschafft worden und war zunächst in Dachau. Er hat abenteuerlich die Flucht dann doch geschafft und auf dem Weg 1960 zurück nach Deutschland ist er in das gleiche Büro gegangen in der Schweiz. Dort hat er den gleichen Beamten wieder angetroffen und hat ihm gesagt: „Ich wollte Ihnen nur sagen, ich bin hier und Sie sind auch noch da, erinnern Sie sich?“ Er hat ihm die ganze Geschichte erzählt, er hat ihn nicht weggelassen vom Schreibtisch. Er wurde aschfahl, weil ihm plötzlich klar geworden ist, daß er unter Anklage steht und das ist so ein Beispiel von vielen.

W: Was ich nicht verstehe, wie die Schweizer es fertigbrachten, sich so ein gutes Renommee zu schaffen, trotz dieser Gemeinheiten.

D: Die haben zusammengehalten...

W: Eine Charakterisierung dieser ganzen Zeit war diese Naivität der Juden. Die haben nie gewußt, was ihnen bevorsteht.

D: Viele jedenfalls...

W: Ich glaube, die meisten. Der Vater meiner Frau, nachdem seine Frau verhaftet war und schon abgeschoben war, hatte gemeint, wenn er als Frontkämpfer, als französischer Frontkämpfer, wenn er nach Polen fährt, dann kann er seine Frau retten.

Chr: Wahnsinn.

W: Nein, er war ein vernünftiger Mann, ich kannte ihn nicht. Wir kennen doch nicht unsere Eltern, aber er war ein normaler Mensch, Kaufmann, ein gelehrter Mensch und der hat gemeint, er wird seine Frau retten. Man hat ihn verhaften lassen und nach Auschwitz abschieben lassen.

Chr: Die Nazis haben ja selber mit dieser Illusion gespielt, man weiß von dem einen Deportationszug, der 1942 von hier weggebracht worden ist, daß sie die Leute damals noch getäuscht haben, indem sie einen Waggon Nähmaschinen beigegeben haben, um die Illusion bei den Deportierten, die direkt in den Tod gefahren sind, zu wecken, sie fahren in ein Arbeitslager, deswegen sind Nähmaschinen dabei. Die menschliche Psyche ist eben verführbar.

W: Weil jeder das Gute will, jeder will das Positive

D: Das habe ich selber gesehen, die haben Zeitungsartikel lanciert, damit die deutschsprachige Bevölkerung las, sie werden in ein Arbeitslager gebracht und es wird ihnen das Arbeiten beigebracht, große Zeitungsartikel, 1942, in Krakau, das haben wir gesehen.

W: Das wußte ich nicht (übersetzt das für seine Frau): Ja, das war so raffiniert.

(aus dem Mündlichen transkribiert: Hannelore Skrobliès)